

# Erinnerungen an Agatha Kobuch (1933–2018) und Manfred Kobuch (1935–2018)

von  
UWE SCHIRMER

Die im Jahr 2018 in Dresden verstorbenen Agatha und Manfred Kobuch gehörten einer Generation an, die nicht mehr als minderjährige Hilfssanitäterinnen oder halb-wüchsige Luftwaffenhelfer in Hitlers mörderischen Krieg hineingezogen wurde. Gleichwohl haben diese Jahrgänge Flucht und Vertreibung, den Bombenkrieg, die Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Kriegsende und Zusammenbruch sowie letztlich die Befreiung durch die Alliierten bewusst wahrgenommen. Für die im westlichen Mitteldeutschland Lebenden bedeutete es zuerst die Befreiung durch die Amerikaner. Im Osten rückte hingegen die Rote Armee heran. Eine gemeinsame Erfahrung von all jenen, die den Krieg überlebt hatten, waren sodann Not und Mangel, Hunger und Kälte. Trotz vielerlei Entbehrungen schauten vor allem die Jüngeren nach den überstandenen Hungerwintern wieder mit vager Zuversicht in die Zukunft – nicht anders erging es Agatha und Manfred Kobuch, die indes in jenen Jahren auf bereits gänzlich unterschiedliche Kriegs- und Lebenserfahrungen zurückblicken mussten. Hinter Agatha Misch lagen Flucht und Vertreibung; Manfred Kobuch dagegen hatte die verheerenden Bombenangriffe auf Leipzig und das städtische Umland in seinem Vaterhaus, das vor den Toren der Stadt im nahen Zuckelhausen stand, unversehrt er- und überlebt. Vor dieser Generation, die im Osten wie im Westen Deutschland nach 1945 vom Grunde auf wiederaufgebaut hat, muss man sich verneigen.

Agatha Kobuch, geborene Agatha Elisabeth Margaretha Misch, hatte am 5. Februar 1933 das Licht der Welt im oberschlesischen Beuthen erblickt. Mit zwei Geschwistern wuchs sie wohlbehütet in der von Steinkohlebergbau und Schwerindustrie geprägten Region auf. Ihr Vater war Lehrer, die Mutter kümmerte sich um den Haushalt und die heranwachsenden Kinder. Wie die allermeisten im oberschlesischen Revier lebenden Menschen waren die Mischs römisch-katholisch. Diese fast heile Welt erfuhr im nicht weit entfernten Gleiwitz am 1. September 1939 eine schwere Erschütterung, die sich letztendlich zur Katastrophe auswachsen sollte. Als elfjährige erlebte Agatha, wie im November 1944 ihr bereits 48 Jahre alter Vater in den Krieg gepresst wurde. Nur wenige Wochen später, in der Eiseskälte des Januars 1945, befahlen die örtlichen Behörden, Beuthen vor der heranrückenden Front zu räumen, sodass die um den Vater beraubte Familie ins niederschlesische Habelschwerdt bei Glatz flüchtete. Dort erlebte Agatha mit ihrer Mutter und den Geschwistern das Kriegsende. Im Juni 1945 mussten sie wieder nach Beuthen zurückkehren, wo ihnen jedoch der Zutritt in ihr einstmaliges Heim verweigert wurde. Unter schwierigsten Verhältnissen lebten sie in ihrer alten Heimatstadt in einem vom Krieg zerstörten Haus, bis die Vertreibung mit allen Demütigungen einsetzte. Mitte des Monats Juli sperrte die Miliz ihren Stadtteil ab und drängte alle Deutschen zum Hauptbahnhof, von wo sich alsbald ein aus offenen Güterwaggons zusammengestellter Transport Richtung Westen zu bewegen begann. Eine zumeist auf Nebenstrecken erfolgte Irrfahrt durch Ober- und Niederschlesien, die Nieder- und Oberlausitz, letztlich durch Sachsen – immer wieder unterbrochen durch

lange Wartezeiten auf Abstellgleisen – brachte sie in ein Aufnahmelager nach Gera und schließlich im August 1945 nach Weimar. In Oberweimar wies man der Familie ein notdürftiges Quartier zu. Ende November 1948 kehrte Agathas Vater aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft heim und sehr allmählich begannen sich Leben und Alltag der vertriebenen Familie zu normalisieren. Sinnbildhaft dafür stehen die Wiedereinstellung des Vaters als Lehrer sowie Agathas erfolgreicher Schulabschluss am Friedrich-Schiller-Oberrealgymnasium zu Weimar, wo ihr am 15. Juni 1951 das Abiturzeugnis ausgehändigt wurde.

Agatha Misch hat sich zum 1. September 1951 mit dem Berufsziel Geschichtslehrer an der Friedrich-Schiller-Universität Jena eingeschrieben. Während ihres Studiums absolvierte sie im Juni 1953 ein Praktikum an der Grundschule zu Stützerbach, nahe des Rennsteigs. Im Sommer 1954 wurde sie nach erfolgreicher Ablegung ihrer Examina feierlich exmatrikuliert. Sie hat Karl Griewank und Friedrich Schneider als ihre wichtigsten akademischen Lehrer in Jena angesehen. Vom 1. September 1954 bis Ende des Jahres 1955 war sie Lehrerin an der Theodor-Neubauer-Oberschule in Weimar. Zum 1. Januar 1956 schied sie nach Vorlage eines ärztlichen Attests wegen Stimmproblemen aus dem Schuldienst aus. Im Juni 1956 bewarb sie sich um einen Studienplatz im Diplomstudiengang Geschichte abermals an der Jenaer Universität mit dem Ziel, später die Ausbildung in Potsdam als wissenschaftliche Archivarin aufzunehmen. Aus diesem Grund trat sie an den Mediävisten und Landeshistoriker Friedrich Schneider heran, er möge ihr Gesuch unterstützen. In ihrem Schreiben an ihn bezeichnet sie sich ausdrücklich als „Ihre dankbare Schülerin“. Insofern scheint Schneider – um den sich nach Griewanks Freitod im Jahr 1953 nicht wenige Jenenser Studenten geschart hatten, die dem „Sturm auf die bürgerliche Festung ‚Universität‘“ fernstanden – ihr wichtigster akademischer Lehrer aus ihrer ersten Studienzeit gewesen zu sein. Tatsächlich unterstützte Schneider sie, was ein Schreiben vom 5. Juli 1956 an den Prodekan für Studienangelegenheiten belegt. Zeitgleich bewarb sie sich aber auch um die Aufnahme für einen Diplomstudiengang Geschichte an der Humboldt-Universität Berlin, wo sie sich schließlich am 11. September 1956 immatrikuliert hat.

Das viersemestrige postgraduale Geschichtsstudium beendete sie im Sommer 1958 erfolgreich. Die Diplomurkunde wurde ihr am 1. Juli 1958 in einem akademischen Festakt überreicht. Hinsichtlich ihrer Berliner Studienzeit waren für sie namentlich Karl Obermann, Gerhard Schilfert, Erich Paterna sowie der Numismatiker Arthur Suhle bedeutsam. Letzterer hat auch ihre Diplomarbeit zu den mittelalterlichen Münzstätten in Sachsen betreut. Die frisch graduierte Absolventin nahm sodann am VI. Lehrgang des Instituts für Archivwissenschaft der Berliner Humboldt-Universität teil. Dieses Institut hatte am 1. Juli 1950 in Potsdam seine Tätigkeit aufgenommen und unterstand anfänglich der Hauptabteilung Archivwesen im Ministerium des Inneren der DDR. Seit August 1954 besaß es Hochschulcharakter. Das sogenannte IfA wurde im Zuge der III. Hochschulreform der DDR zum 1. Juni 1958 in die Humboldt-Universität als eigenständiges Institut eingegliedert. Neben dem Direktor Helmut Lötzke gehörten Heinrich Otto Meißner sowie – bis zu seinem Weggang im Jahr 1958 aus der DDR – Willy Flach zu den prägendsten Institutspersönlichkeiten. Die Ausbildung des VI. Lehrgangs am IfA begann für alle Absolventen mit einem Archivpraktikum. Dies führte Agatha Kobuch vom September bis zum Dezember 1958 an das Mecklenburgische Landeshauptarchiv nach Schwerin, wo sie vor allem bei Hugo Cordshagen in das Einmaleins der Archivwissenschaft eingewiesen worden ist. Das Potsdamer facharchivale Zusatzstudium beendete sie schließlich am 31. Mai 1960 als Diplom-Archivarin.

Das Jahr 1960 bedeutete für sie nicht nur den Abschluss ihrer Studien, sondern auch den Wechsel ins Landeshauptarchiv Dresden zum 15. Juni. Das Staatsarchiv und

die Stadt Dresden wurden für sie in mehrfacher Hinsicht weg- und richtungsweisend – sowohl wissenschaftlich als auch privat, denn hier begegnete sie einem Menschen, den sie rasch lieb gewinnen sollte. Ein Jahr nach ihr trat Manfred Kobuch – aus dem Staatsarchiv Magdeburg kommend – zum 1. Mai 1961 in den Dienst ins Staatsarchiv ein. Die beiden jungen Leute lernten sich rasch näher kennen, sich achten und aus ihrer gegenseitigen Wertschätzung erwuchs eine Liebe, die sie bis an ihr Lebensende verband. Am 5. Juni 1963 heirateten sie und begründeten alsbald einen Hausstand – 1967 bzw. 1972 wurden ihre Söhne Winfried und Gundolf geboren.

Unter den Direktoraten von Hellmut Kretzschmar, Horst Schlechte sowie sodann auch bei Reiner Groß herrschte im Dresdner Staatsarchiv wie selbstverständlich ein liberales Wissenschaftsklima, das es den Archivaren ermöglichte, eigene Forschungen voranzutreiben. Schlechte, der das Staatsarchiv in Kretzschmars Nachfolge seit 1959 leitete, übertrug Agatha Kobuch bei ihrem Dienstantritt zunächst Aufgaben der laufenden Bestandserschließungsvorhaben, sodass sie anfänglich Akten aus den Amtshauptmannschaften zu erschließen hatte. Später wechselte sie als Referentin in die Abteilung ‚Kapitalismus‘. Neben den Erschließungsarbeiten und anderen Archivtätigkeiten erwartete der Direktor, dass die wissenschaftlichen Archivare promoviert sein sollten. Ausdrücklich betont er, dass dafür – sofern alle archivalischen Pflichten erfüllt waren – auch die eigentliche Arbeitszeit zur Verfügung stehen könne. Und so ermutigte er sie, sich den Jahren der polnisch-sächsischen Union zuzuwenden. Bekanntermaßen hatte Schlechte geraume Zeit zuvor sein Monumentalwerk zum Kursächsischen Rétablissement vorgelegt, in dem er mehrfach – mit Bezug zum Leipziger Verlags- und Publikationswesen – auf Zensur und Aufklärung in Kursachsen hinwies. Immerhin galt Schlechte nach dem Tod von Hans Beschorner Ende des Jahres 1956 und dem schweren Schlaganfall von Kretzschmar im Frühjahr 1961 zu der Zeit als bester Kenner der kursächsisch-polnischen Union und der im Staatsarchiv Dresden befindlichen Quellen. Dankbar nahm Agatha Kobuch dieses Thema an und begann neben ihrem täglichen Archividienst mit der Arbeit an der Dissertation. Als den entscheidenden Impulsgeber für die Themenwahl wird man freilich Jacek Staszewski aus Thorn ansehen müssen, der zwischen 1957/58 und dem Beginn der Sechzigerjahre regelmäßig im Staatsarchiv Dresden zur polnisch-sächsischen Union geforscht hat. Zu ihm unterhielt Agatha Kobuch – nicht zuletzt durch ihre Herkunft – lange Zeit ein kollegial-freundschaftliches Verhältnis. Unter dem Titel „Zensur und Aufklärung in Kursachsen. Ideologische Strömungen und politische Meinungen zur Zeit der sächsisch-polnischen Union (1697–1763)“ hat sie die maschinenschriftliche Doktorarbeit Anfang des Jahres 1965 an der Humboldt-Universität Berlin eingereicht. Die altherwürdige Berliner Forschungsstätte war von ihr ausgewählt worden, weil sie bereits während ihres Studiums Vorlesungen bei Gerhard Schilfert besucht hatte. Er war der Erstgutachter im Promotionsverfahren, das Zweitgutachten hatte Helmut Lötze verfasst. Am 3. November 1965 konnte schließlich das Verfahren erfolgreich abgeschlossen werden.

Durch die Geburt ihrer beiden Kinder sowie infolge verschiedenster dienstlicher Verpflichtungen kam eine Veröffentlichung der Dissertation vorerst nicht in Betracht. Erst im Jahr 1988 erschien diese Arbeit in einem stark erweiterten Umfang als Band 12 der Schriftenreihe des Staatsarchivs Dresden im Weimarer Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger. Ihr Buch gilt inzwischen als ein Standardwerk – nicht allein wegen der Zensurpraxis in Kursachsen, sondern vor allem als eine grundlegende Abhandlung, in der über die kursächsische Wissenschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts glänzend Bericht erstattet wird. Mehr als nur bemerkenswert erscheint fernerhin, dass sie in ihrem Vorwort eher beiläufig das Berliner Promotionsverfahren erwähnt – dafür aber umso mehr den gemäßregelten Hallenser Aufklärungsforscher

Günter Mühlpfordt und Werner Fläschendräger sowie zwei Kommilitonen aus Potsdamer Zeiten: Die alten Studienfreunde waren inzwischen in leitende Ämter aufgestiegen: Karl-Hermann Sturm, der das traditionsreiche Verlagshaus Hermann Böhlau Nachfolger leitete, sowie Reiner Groß, den man 1975 zum Direktor des Sächsischen Staatsarchives bestellt hatte.

Hinsichtlich der Veröffentlichung ihrer Dissertationsschrift sei auch angemerkt, dass die alte Chefin des Weimarer Böhlau-Verlages, die charismatische Leiva Petersen, dem Grundsatz folgte, grundsätzlich keine Dissertationsschriften zu veröffentlichen. Horst Schlechte, der die Schriftenreihe des Staatsarchivs herausgab, biss bei ihr mehrfach auf Granit. Schließlich fanden Herausgeber und Verlag – vor allem auch durch die Vermittlung von Karl-Hermann Sturm – einen Modus Vivendi. Dissertationen konnten veröffentlicht werden, wenn in ihnen ein umfangreicher Quellen- oder Dokumentenanhang, selbstverständlich mit bislang unbekanntem Material, zur Veröffentlichung gebracht würde. Erstmals war dies sodann mit dem Band 8 zur Bürgerlichen Agrarreform im 19. Jahrhundert von Reiner Groß der Fall, der 1968 erschien. Auf alle Fälle hatte Agatha Kobuch mit ihrem Dissertationsthema ‚ihr‘ großes wissenschaftliches Arbeitsfeld gefunden: das 18. Jahrhundert und die polnisch-sächsischen Beziehungen. Geradezu spektakulär war sodann ein von ihr im Juni 1991 gehaltener und späterhin zum Druck gebrachter Vortrag, der in den Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (Philologisch-historische Klasse) als Heft 1 im Band 74 im Jahr 1994 erschienen ist.

Unmittelbar nach ihrem Vortrag – dem ich in Leipzig beiwohnen durfte – sowie im Nachgang der Veröffentlichung wurde das Thema kontrovers diskutiert. Dabei ging es um „Das Angebot der Polnischen Königskrone an Kurfürst Friedrich August III. von Sachsen durch die Verfassung der Rzeczpospolita vom 3. Mai 1791“. Zugespitzt und pointiert plädierte Agatha Kobuch für die Möglichkeit einer restituierten sächsisch-polnischen Union am Ausgang des 18. Jahrhunderts; ihre zentrale These war, dass historische Prozesse keiner teleologischen Orientierung unterliegen. Ihre Kritiker argumentierten realhistorisch und verwiesen – mit Bezug auf die Jahre um 1791 – auf den aggressiven Zarenhof in Petersburg und somit auf den gleichsam schicksalhaften Untergang Polens. Der historische Hintergrund der Debatte war die erste Teilung Polens 1772 und die damit verbundene Staatskrise. Agatha Kobuch erörtert in ihrer bemerkenswerten Untersuchung, wie der im Jahr 1788 in Warschau eröffnete Sejm zur Konsolidierung des Staates beitragen wollte. Als Ergebnis präsentierte der Rumpfreichstag am 3. Mai 1791 eine Verfassung, die im Artikel 7 bestimmte, dass der Kurfürst Friedrich August III. von Sachsen – ohne dass dessen Einwilligung zuvor eingeholt wurde! – als polnischer Erbkönig nach dem Tode von Stanislaus August Poniatowski zu inaukurieren sei. In der gedruckten Darstellung wies Kobuch fortgesetzt darauf hin, dass die Maikonstitution natürlich nur im europäischen Konsens Rechtskraft hätte erlangen können. Ungeachtet dessen wurde die 1791er-Konstitution selbst in höchsten Dresdner Regierungskreisen ernsthaft erörtert, und sie holten entsprechende Gutachten ein, die in dieser Untersuchung ediert worden sind. Ob die Verwirklichung dieses, letztlich abwegigen Planes realistisch war, ließ die Autorin zumindest teilweise offen und plädierte zugleich für die Offenheit geschichtlicher Prozesse. Unabhängig von der Interpretation und den nachwirkenden Diskussionen hatte sie mit dieser Akademieschrift fraglos wichtige Quellen der Forschung zugänglich gemacht.

Im Staatsarchiv Dresden war Agatha Kobuch seit 1963 Referentin in der Abteilung ‚Sozialismus‘ bzw. mit der Erschließung von Akten aus der Frühzeit der SBZ/DDR beschäftigt. Im Frühjahr 1993 schied sie nach ihrem 60. Geburtstag aus dem Dienst aus. Infolge ihrer beruflichen Tätigkeit mit Archivalien der Nachkriegszeit und aus den Anfangsjahren der DDR erlangte sie Zugänge und Einblicke in Quellen, die sie

vor allem nach der wiedererlangten Einheit Deutschlands zu einer gefragten Referentin und Autorin werden ließen. In einer Vielzahl an kleineren und größeren Beiträgen standen dabei unter anderen die Waldheimer Prozesse des Jahres 1950, der von Dezember 1946 bis März 1948 amtierende sächsische Justizminister Hermann Kastner oder die sächsischen Landtage von 1946 bis 1952 im Fokus ihres Interesses. Trotz dieser Affinität zur Nachkriegsgeschichte blieben jedoch das 17. und 18. Jahrhundert ihr bevorzugtes Forschungsfeld, wobei – neben der polnisch-sächsischen Union, Zensurpraxis und Aufklärung – vor allem ihre Veröffentlichungen zu unbekanntem Quellen über Heinrich Schütz oder zur Musikpflege und zum Theater in Dresden hervorstechen. Agatha Kobuchs Schaffen wird fraglos in ihrem wissenschaftlichen Nachlass widergespiegelt. Er besteht aus circa 30 bis 40 Mappen, und ihn hat das Sächsische Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden dankenswerterweise im Herbst 2018 übernommen. Er enthält Manuskripte, Exzerpte und einige Briefe. Er ist jedoch noch nicht verzeichnet und damit für die Nutzung nicht zugänglich.

Während ich erst im Juni 1991 Agatha Kobuch indirekt kennenlernen durfte, so begegnete ich ihrem Mann bereits im Frühsommer 1988 im Staatsarchiv Dresden. Es war indes Zufall, dass ich das liebenswürdige Zutrauen von Herrn Kobuch umgehend gewinnen konnte. Zum einen war es eine im Weimarer Staatsarchiv befindliche Quelle des Jahres 1421, die ich zu dieser Zeit auszuwerten begann und die er aufgrund seiner Forschungen zu den Burggrafen von Leisnig seit jeher im Blick hatte. Damit hatten wir einen gemeinsamen Gegenstand, über den wir uns fachlich austauschen konnten. Es kam noch hinzu, dass zwischen seinem Geburts- und meinem Wohnort nur wenige Kilometer lagen, sodass uns die lokale Herkunft verband. Wenn wir uns sahen, fragte er gelegentlich nach dieser oder jener Person, die in dieser Gegend ihre Spuren hinterlassen hatte. Bei diesen eher zwanglosen Gesprächen erfuhr ich auch, dass einige bekannte Theologen, Historiker oder Archivare in Holzhausen gelebt, gewirkt oder gewohnt hatten.

Manfred Kobuch war am 12. März 1935 in Zuckelhausen (Gemeinde Holzhausen) geboren worden. Sein Vater Ernst Kobuch war ein leitender Bankangestellter, die Mutter lenkte die Geschicke des Hausstandes. Es wäre sicherlich unpassend, das Milieu, in dem er als Einzelkind aufwuchs, nur als gediegen oder gar kleinbürgerlich bezeichnen zu wollen. Die Berufsstellung des Vaters versprach für ihn eine Kindheit jenseits aller materieller Sorgen und Nöte. Diese heile Welt endete jäh, als man die Familie im Sommer 1945 aus ihrem geräumigen Zuhause auswies, um auf dem Anwesen Offiziere der Roten Armee unterzubringen. Hals über Kopf musste das Haus geräumt werden. Für das zehnjährige Kind war dies prägend und einschneidend zugleich. Freilich änderten die materiellen Verluste nichts an der Erziehung und Bildung, welche die Eltern ihrem Sohn auch nach der Ausweisung angedeihen ließen. Die Sorgfalt, Akkuratess und Akribie, die Manfred Kobuch – sei es im persönlichen Auftreten, in seiner unverwechselbaren Handschrift oder in der mündlichen und schriftlichen Wortwahl – von jeher auszeichneten, waren das Vermächtnis seiner Herkunft. Wobei er sich – dies sei nachdrücklich herausgestrichen – niemals präntentös oder gar dückelhaft aufführte. Stets war er charmant und äußerst umgänglich.

Nach dem Besuch der heimatlichen Grundschule bezog er im Herbst 1949 die traditionsreiche Leipziger Humboldt-Oberschule. Nach dem erfolgreich abgelegten Abitur im Frühjahr 1953 schrieb er sich zum Wintersemester 1953/54 an der Universität Leipzig ein, um Geschichte zu studieren. Anfang und Mitte der Fünfzigerjahre war die Leipziger Universität durchaus noch eine Bildungsstätte, in der nicht wenige Professoren die Traditionen bürgerlich-humanistischer Gelehrsamkeit gepflegt haben. Wiederkehrend erwähnte Kobuch stets zwei Männer und eine Frau, die ihn in diesen Jahren besonders beeindruckt haben: die Latinistin Renate Drucker, die späterhin das

Leipziger Universitätsarchiv geleitet hat und bei der er 1955/56 ihr engster studentischer Mitarbeiter war; ferner den Mediävisten Heinrich Sproemberg, der in den Fünfzigerjahren regelmäßig angesehene Gelehrte nach Leipzig zu Vorträgen eingeladen hatte und auf diese Weise versuchte, die sich immer stärker abzeichnende regionale und ideologische Abschottung zu umgehen, und vor allem den Direktor des Dresdner Staatsarchivs Hellmut Kretzschmar, der als nebenamtlicher Professor einen vollen Lehrauftrag für Neuere Landesgeschichte und Historische Hilfswissenschaften an der Karl-Marx-Universität Leipzig innehatte. Auch bei ihm war er im Wintersemester 1956/57 studentischer Mitarbeiter (Hilfsassistent). Vorzugsweise in Kretzschmar sah Kobuch einen ‚vornehmen Gelehrten alter Schule‘ und der in ihm wohl auch das Interesse am Beruf des Archivars geweckt hat.

Im Jahr 1957 – nach Abschluss des Leipziger Geschichtsstudiums – begann er sich am Potsdamer Institut für Archivwissenschaften weiterzubilden. In der alten preußischen Garnisons- und Residenzstadt besuchte er Veranstaltungen bei Heinrich Otto Meisner, der dort als Professor wirkte. Kobuch hörte bei ihm Vorlesungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte und in Aktenkunde der Neuzeit. Im Nachhinein sprach Kobuch, wie so viele der am Potsdamer Institut unterwiesenen Archivare, stets mit größter Hochachtung von ihm. Meisner bzw. Kretzschmar gehörten noch zu jener Gelehrten- und Lehrentengeneration, die auf das unentbehrliche positive Grundwissen ausdrücklich Wert legte. Für einen Historiker-Archivar hieß dies, sich gründlich in der Diplomatik, Sphragistik, Heraldik und Genealogie, der Paläografie, aber auch in der Geschichte der ihm anvertrauten Archivbestände auszukennen. Archivgeschichte und Aktenlehre sind gleichsam und geradezu die Chiffren, die den beiden großen Historiker-Archivaren der 1950er-Jahre entsprechen. In Potsdam begegnete Kobuch aber auch Berent Schweineköper, der dort einen Lehrauftrag im Fachgebiet Landesgeschichte innehatte. Warum der aus Holzhausen stammende, in Leipzig graduierte und einst bei Kretzschmar tätige Kobuch nicht sofort nach Dresden ins Landeshauptarchiv gewechselt ist, ist eine spannende Frage, über die nur spekuliert werden kann. Vielleicht half Schweineköper den Weg für Kobuch nach Magdeburg mit zu ebnen? Tatsache ist, dass Manfred Kobuch seine erste Stelle als wissenschaftlicher Archivar im Staatsarchiv Magdeburg im Frühsommer 1958 antrat, sodass sich sodann die beiden – zumindest bis zu Schweineköpers Weggang nach Freiburg/Br. im Juni 1959 – als Kollegen im Dienst begegnet sind.

In den Archivbeständen – sei es im Staatsarchiv Magdeburg (das alsbald jene berühmte Bestandsübersicht vorlegte, an der Kobuch neben Schweineköper und Hanns Gringmuth-Dallmer mitgearbeitet hatte) oder eben im Staatsarchiv Dresden, wo er seit 1961 seinen Dienst verrichtete – schlummert das historische Gedächtnis der jeweiligen Region. Leipzig, Potsdam, Magdeburg, Dresden – das waren und sind die Stationen seines Schaffens und Wirkens. Es wäre allerdings fatal, diese Standorte allein mit der zunehmenden Eingrenzung der DDR erklären zu wollen, denn seit Kobuchs ersten zaghaften wissenschaftlichen Schritten kann bei ihm deutlich eine Vorliebe für die Landes-, Regional- und Heimatgeschichte erkannt werden. Ihn forderten die geschichtswissenschaftlichen Probleme und Rätsel heraus, die gewissermaßen vor der Haustür lagen. Insofern war für ihn – wie für so viele dieser Nachkriegsgeneration im Osten und Westen Deutschlands – die Landesgeschichte Herausforderung und Programm zugleich.

Im August 1960 war Harald Schieckel, der bis dahin die Urkundenabteilung und Bibliothek des Dresdner Staatsarchivs geleitet hatte, nach Westdeutschland gegangen. Der Direktor des Hauses musste diese Stelle schnellstmöglich wiederbesetzen und fand in dem 26-jährigen Manfred Kobuch einen bestens ausgewiesenen Archivar. Schlechte verhandelte mit dem Magdeburger Archivdirektor Hanns Gringmuth-

Dallmer – beide kannten sich seit ihrer gemeinsamen Archivausbildung am Preußischen Geheimen Staatsarchiv Berlin-Dahlem seit den 1930er-Jahren – und erreichte die Versetzung Kobuchs nach Dresden. Ihm wurde somit die äußerst umfangreiche und wertvolle Urkundenabteilung mit ihren über 50 000 Einzelstücken sowie das zu dieser Abteilung gehörende mittelalterliche Geschäftsschriftgut anvertraut – hinsichtlich der Kopialbücher und Akten schloss sich somit in gewisser Weise der Kreis zu seiner Lehrerin in Mittellatein sowie zu Meisner und Kretzschmar. Mit der Leitung der Urkundenabteilung trat Kobuch aber auch in die Tradition von Otto Posse, Hubert Ermisch, Woldemar Lippert und Hans Beschorner ein, die bekanntlich aus diesem, auch international bedeutenden und weithin hochgeschätzten Quellenfundus ihre großen Werke und Editionen geschaffen haben.

Manfred Kobuch war ferner für die Dienstbibliothek zuständig. Diese Bibliothek hatten die Gründungsväter des Archivs im Jahr 1834 wohlweislich einrichten lassen, und sie war seitdem beständig angewachsen. Einschlägige Kenner, die sich nicht zuletzt in vergleichender Perspektive mit den Dienstbibliotheken der anderen großen deutschen Landeshauptarchive auskennen, bewerten sie als eine der besten, obwohl nach 1945/49 der Bezug des Schrifttums immer schwieriger geworden war. Dass diese Bibliothek bis 1989 weiterhin mit den wichtigsten Zeitschriften und Geschichtsquellen aus der Bundesrepublik und darüber hinaus ausgestattet werden konnte, hing mit den historisch gewachsenen Bücheraustauschbeziehungen zu anderen Wissenschaftsinstitutionen zusammen. Diese Beziehungen pflegte Kobuch akribisch. Hinzu kam aber auch, dass andere Wissenschaftler, die dem Staatsarchiv wohlgesonnen waren – wie beispielsweise Werner Coblenz –, sich für diese Bibliothek engagiert haben. So war es beispielsweise Coblenzens Verdienst, dass die Blätter für deutsche Landesgeschichte kontinuierlich in Dresden eingingen. Daneben war das Anwachsen der Buchbestände freilich auch stets vom kollegialen Entgegenkommen und der Hilfsbereitschaft westdeutscher Einrichtungen abhängig; auch das wollte gepflegt und versorgt sein. Durch die Betreuung der Dienstbibliothek entfaltete sich in Kobuch aber auch eine Vorliebe – man ist fast geneigt zu sagen, eine Leidenschaft – für das Bibliografieren schlechthin. Ein Blick in den Fußnotenapparat und die Indizes der gedruckten Dissertationsschrift seiner Frau lässt erahnen, wer im stillen Hintergrund vielleicht behilflich gewesen sein könnte. Und so war Manfred Kobuch nicht nur ein Kenner der ungedruckten und edierten Quellen, sondern zugleich ein Mann, dem die an entlegenster Stelle publizierte Miszelle wohlvertraut war – und sei es im „Neuen Mildensteiner Erzähler“, zu dem er aber, zugegebenermaßen, eine besondere Affinität besaß.

Manfred Kobuch war nicht einfach bloß eine gelehrte Persönlichkeit, die – um einen banalen Topos zu bemühen – vielseitig interessiert war; nein, ihm war ein geradezu empirisch-enzyklopädisches Temperament eigen. Ohne dass er sich hinter langen Vortragsmanuskripten oder kompilierten Veröffentlichungen, die zudem nur das Altbekannte aus dem Schrifttum des 18. oder 19. Jahrhunderts wieder hervorkramten, verstecken musste, konnte er aus dem Stegreif immer vollumfänglich auf knifflige historische Fragen und Probleme eingehen. Insofern verfügte er über ein wahrlich stupendes Wissen zur mitteldeutschen und namentlich sächsischen Landesgeschichte. Auf diese Weise brachte er sich – so er konsultiert oder aufgefordert wurde – in die Diskussionen ein, ohne dass er jemals als kleinkariertes Oberlehrer, selbstgerechter Tribun, der über die alleinige Deutungshoheit der sächsischen Landesgeschichte vermeintlich verfügt, oder als ortskundig detailversessener Beckmesser erschien. Brandreden waren ohnehin nie seine Sache – ebenso die sich in Redundanzen erschöpfenden, gestelzt vornehmen und selbstgesprächigen akademischen Nabelschau. Sein Wort hatte Gewicht – indes ebenso all jenes, was er schriftlich zum Abschluss bringen sollte.

Manfred Kobuch, das geduldige Warten der Herausgeber, Schriftleiter, Redakteure und Verleger auf dessen Beiträge, die Genese seiner Manuskripte als sich perpetuierender Entwicklungsprozess sowie sein gefürchtetes „Imprimatur nach der Einarbeitung der im Manuskript angezeigten Änderungen“ sind legendär. Umfangreiche und inhaltsschwere Abhandlungen, die von vornherein als Sammelbände vieler, durchaus namhafter Autoren initiiert, tatkräftig bewerkstelligt und letztlich fast erfolgreich bis zum endgültigen Abschluss gediehen waren, drohten nicht nur einmal an ihm zu scheitern. Beispielsweise bedurfte es der Mitwirkung und Unterstützung von Dritten, um einen wesentlich aus seiner Feder stammenden und fast fünfzig Seiten umfassenden Aufsatz in einem durchaus wirkmächtigen Werk abzuschließen, weil er – wie leider zu oft – penibel das Eigene fortwährend revidierte. Das pikante an der Sache ist, dass in einer spektakulären und zugleich beinahe ostrazistischen Besprechung dieser Beitrag als geradezu beispielhaft für das Können des Autors aufs Schild der wissenschaftlichen Ehre gehoben wird, während jene, die ihn im Hintergrund beendet haben (es drückten Messetermine und Lieferverpflichtungen ins devisenbringende Ausland), vom Rezensenten als nichtkundige Kompilatoren diskreditiert worden sind. Sei es, wie es sei. Tatsache ist, dass Manfred Kobuch ein eindrucksvolles Werk hinterlassen hat, in welchem wiederkehrend einige thematische Schwerpunkte tiefgründig traktiert werden.

All seinen Veröffentlichungen sind die gebotene, fast bescheidene Kürze in der Darstellung, die nüchterne und klare Sprache, der gepflegte Stil, die generelle Zurückhaltung bezüglich möglicher Deutungen und der grundsätzliche Verzicht, sich mit dem Zeitgeist zu arrangieren, gemein. Ausufernde und die Seiten überwuchernde Fußnotenapparate, die seiner Meinung nach ohnehin nur Belesenheit vortäuschen sollen, fehlen bei ihm gänzlich. Gleiches trifft auf das gebetsmühlenartige Wiederholen vermeintlicher geschichtswissenschaftlicher Grunderkenntnisse zu, die man – um einprägsame Deutungshoheiten zu erlangen – in mehr oder weniger epigonale und selten originelle Worthülsen gekleidet hat. So etwas ist in seinen Texten nicht zu finden – ebenso gilt dies wie selbstverständlich für den korrekten Gebrauch des generischen Maskulinums oder der absurden Anwendung des Partizip Präsens. Noch heute klingen mir seine Worte im Ohr: „Der Forscher muss nicht unbedingt gerade forschen, der Forschende aber sehr wohl“. Insofern erübrigt sich, darauf hinzuweisen, wie er – nicht zuletzt sodann als verantwortlicher Redakteur des Jahrbuchs „Die Dresdner Frauenkirche“ – mit Binnenmajuskeln und -asterisken umging. Natürlich war auch für ihn die Sprache ein lebendiger Organismus, der beständigen Veränderungen unterworfen war. Davon legen nicht zuletzt und ausdrücklich seine zwischen 1954 und 2015 erschienenen Rezensionen, Miszellen und Aufsätze Zeugnis ab. Sie selbst spiegeln die Entfaltung einer Forscherpersönlichkeit über die Jahrzehnte und dessen Umgang mit der Sprache wider. Allerdings lassen sich in diesen Veröffentlichungen – sieht man einmal von solch wenig geglückten Wortfügungen wie „feudale deutsche Territorialstaaten“ oder „weltliche Feudalgewalten“ ab – kaum Kottaus vor dem ideologisierenden Mainstream finden.

Manfred Kobuch hat ein beeindruckendes Werk hinterlassen. Es ist mehr als eine glückliche Fügung, dass Markus Cottin und Uwe John eine Vielzahl an bemerkenswerten Aufsätzen in Auswahl sowie drei bisher unveröffentlichte Manuskripte unter dem Titel „Meißnisch-sächsische Forschungen“ herausgegeben haben. Ursprünglich sollte diese Aufsatzsammlung bereits aus Anlass und zu Ehren seines 65. Geburtstages im Jahr 1998 erscheinen. Die veritable Verzögerung kam nicht zuletzt dadurch zustande, dass der Jubilar – abermals und eigentlich kaum überraschend – seine eigenen Veröffentlichungen einer wiederholten und akribischen Revision unterzog, die eben typisch für sein Schaffen war. Es kann im Rahmen dieser Erinnerungen nicht darum gehen, die über zwanzig Seiten umfassende Bibliografie seines Werkes zu paraphrasie-



ren. Das sollte ein jeder in dem nun herausgegebenen Band selbst tun. Auffällig bleibt trotzdem die überraschend hohe Anzahl an (Mit-)Herausgeberschaften und namentlich an redaktioneller Mitarbeit an Sammelbänden und Zeitschriften – es sind deren zwanzig. Ausschlaggebend dabei ist, dass er oft in den Impressen oder unter den Herausgebern nicht genannt ist. Seine noble Zurückhaltung mag merkwürdig erscheinen, doch hat er oft genug, mit kritischem Blick auf die bisweilen praktizierten Gepflogenheiten im Wissenschaftsbetrieb, darauf hingewiesen, wie abgeschmackt doch das gelegentliche und letztlich entehrende Gerangel – selbst unter renommierten Wissenschaftlern – sei, überall und allerorts als Mitherausgeber oder gar Mitautor angeführt zu werden. Überraschend ist doch der Umfang an den von ihm imprimierten rund 130 Aufsätzen und Artikeln, die er in Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlicht hat. Sein Œuvre wird letztlich von über 40 unveröffentlichten Beiträgen und Vortragsmanuskripten abgerundet.

Überschaut man Manfred Kobuchs Schaffen insgesamt, dann sind vielleicht ein halbes Dutzend Themenfelder zu benennen, die er rege beackert hat. Wiederkehrend setzte er sich mit der Entstehungsgeschichte sächsisch-meißnischer und pleißenländischer Städte auseinander, wo er – methodisch zugleich Walter Schlesinger folgend – versuchte, durch einen fächerübergreifenden Forschungsansatz Licht in die frühe städtische Entwicklung zu bringen. Exemplifiziert hat er dies im Falle von Zwickau, Chemnitz, Altenburg, Leisnig und Borna bis hin zu Dresden. Eine Zeitlang – und zwar unter dem Direktorat von Reiner Groß, als die beabsichtigten Qualifizierungsvorhaben am Dresdner Staatsarchiv sogar in einem eigens eingerichteten Förderprogramm koordiniert worden sind – beabsichtigte Kobuch auch, sich über vergleichende Stadtentwicklung in der Mark Meißen und im Pleißenland während des 12./13. Jahrhunderts promovieren zu lassen. Neben der Stadtgeschichte waren es aber auch die sozialgeschichtlichen Bürokratisierungs- und Professionalisierungsprozesse in den spätmittelalterlichen Kanzleien der römisch-deutschen Könige bzw. der Markgrafen zu Meißen, die ihn fasziniert haben. Ausdrücklich seien die Beiträge über die Anfänge des meißnisch-thüringischen Archivs zu Beginn des 14. Jahrhunderts in der Festschrift für Horst Schlechte oder der vielbeachtete Beitrag über die Reichsregister Karls IV. genannt. Sein unbestritten wichtigstes Arbeitsfeld war meines Erachtens die Burggrafschaft Leisnig. Wahrscheinlich war er durch seine regionale Herkunft auf dieses Thema gestoßen, weil die Leisniger Burggrafen über eine weitausgreifende Lehnsherrschaft verfügt haben, die sich bis vor die Tore Leipzigs ausgestreckt hat.

Schon Ende der 1950er-Jahre hatte er begonnen, über die Burggrafschaft Leisnig zu forschen. Dazu ist er auch in Potsdam mit dem Diplom graduiert worden. Nach seinem Eintritt ins Dresdner Staatsarchiv hat er die Forschungen wieder aufgenommen – nicht zuletzt, weil der größte Teil der Quellen (u. a. die Kopialbücher der Burggrafen seit dem 14. Jahrhundert) in Dresden archiviert ist. Wie oben angedeutet, war es auch der ausdrückliche Wunsch von Horst Schlechte, dass sich die wissenschaftlichen Archivare weiterqualifizieren sollten. Es steht zu vermuten, dass Kobuch – wie auch seine Frau – seit 1962/63 die Arbeit an dem Dissertationsvorhaben intensiviert hat. Jedenfalls zirkuliert in Fachkreisen seit circa 25 Jahren die Kopie eines maschinenschriftlichen Werkes mit dem Titel „Herrschaft und Wirkungsbereich der Burggrafen von Leisnig vom 12. bis zum 14. Jahrhundert. Studien zur Geschichte von Königtum und Landesherrschaft“. Das Manuskript scheint vom Ende des Jahres 1964 zu stammen und ist mit seinem Namen überschrieben. Nach der Namensnennung fügt sich an: „Betr.: Dissertation“. Es schließen sich vier Seiten an, die ausschließlich verfassungs- und sozialgeschichtliche Bezüge zum Manuskript haben. Inhaltlich wie auch stilistisch bricht sodann diese Einleitung ab: „Gegenwärtiger Stand der Arbeit: 1. Abschluss der Materialsammlung ist erreicht. 2. Etwa die Hälfte der Dissertation liegt ausgearbeitet

vor (etwa 130 Manuskriptseiten). 3. Abschluss des Manuskripts: Anfang 1965. 4. Promotionsverfahren an der Karl-Marx-Universität Leipzig“. Die zirkulierende Kopie umfasst jedoch circa 160 Seiten. Warum Kobuch seine Dissertation nicht vollendet hat, bleibt unbekannt. Es ist auch müßig, darüber zu spekulieren. Von wissenschaftlicher Bedeutung ist allerdings, dass in dem bereits erwähnten, von Cottin und John herausgegebenen Band die Potsdamer Diplomarbeit, ergänzt um Quellenbelege aus der im Staatsarchiv Dresden erhaltenen Originalkartei Kobuchs, veröffentlicht und damit endlich der Forschung zugänglich gemacht wird.

Den Abbruch des Dissertationsprojektes wird man auch auf die damals einsetzende, beinahe auswuchernde wissenschaftspolitische Jubiläumskultur in der DDR sowie die damit verbundenen Herausforderungen – die selbstredend auch die in staatlichen Diensten stehenden wissenschaftlichen Archivare betrafen – zurückführen müssen. Im Jahr 1967 stand die 450. Wiederkehr des Jahrestages von Luthers Thesenanschlag an – ein Ereignis, über dessen ideologische Einordnung in das seitens des Staates vorgegebene Geschichtsbild spätestens seit dem Frühjahr 1959 im Vorstand der Historiker-Gesellschaft der DDR diskutiert wurde. Infolgedessen kam es nicht zuletzt zu der oft zitierten Konferenz in Wernigerode im Januar 1960, auf der Max Steinmetz seine Thesen zur Frühbürgerlichen Revolution zur Diskussion gestellt hatte. Selbstverständlich waren dabei auch Historiker-Archivare aus den großen Staatsarchiven zugegen – unter anderen auch aus Dresden, Meiningen und Potsdam. In diese wissenschafts- und tagespolitische Gemengelage trat Kobuch als eigentlich unbekannter Forscher ein, als er im Magdeburger Staatsarchiv einen bis dahin vergessenen, für nicht datierbar gehaltenen Müntzer-Brief wiederentdeckt und kritisch ediert hat – zugleich vermochte er eine überzeugende Datierung vorzuschlagen. Die *Miszelle* erschien wenige Monate nach der Wernigeröder Konferenz in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaften und ließ ihn mit einem Schlag als wertzuschätzenden Historiker und Editor bekannt werden. Insofern ist es – wie angedeutet – schwierig, die Unterbrechung an seinem Dissertationsvorhaben erklären zu wollen. Wie sodann das Unternehmen „Frühbürgerliche Revolution“ als wissenschaftspolitisch legitimes Vorhaben sich allmählich entfaltete, waren die staatlichen Archive und Museen geradezu aufgefordert, selbst aktiv zu werden. Kobuch hatte diesbezüglich bereits einen nicht unwichtigen Beitrag geleistet.

In diesem Zusammenhang muss freilich auf den unter der Herausgeberschaft von Horst Schlechte und Hans Eberhardt im Jahr 1967 erschienenen Band mit ausgewählten Quellen zur Reformation aus den Staatsarchiven Dresden, Oranienbaum und Weimar verwiesen werden. Die mühsame Gesamtedition lag dabei auf den Schultern Ernst Müllers (Weimar) und Kobuchs. Dieses im Tiefdruckverfahren erschiene Werk besteht aus 36 abgebildeten Urkunden, Aktenstücken, Briefen und Flugschriften, die zugleich tadellos ediert und kommentiert worden sind. Vergleichbare illustrierte Quellenwerke mit kommentierten Editionen als Gemeinschaftsunternehmen der Staatsarchive Dresden und Weimar erschienen ferner anlässlich der Jubiläumsjahre 1975 und 1983. Diese nicht zuletzt bibliophil herausragenden Bücher besitzen allesamt Bezüge zu Reformation und Bauernkrieg bzw. zu Luther und Müntzer. Die Betreuung der Werke lag ausnahmslos in den Händen des Verlags Herman Böhlau Nachfolger Weimar – Manfred Kobuch hatte neben Hans Eberhardt, Reiner Groß und Ernst Müller stets als Autor, wissenschaftlicher Redakteur bzw. Mitherausgeber mitgewirkt. Infolge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dieser bewegenden Zeit deutscher Geschichte kam es schließlich dazu, dass zunehmend Müntzer ins Zentrum seiner Forschungen rückte. Aus diesem Grund hat er sich letztlich im Sommer 1990 an der Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit Studien über Thomas Müntzer promovieren lassen. Die Gutachter im Promotionsverfahren waren

Adolf Laube, Günter Vogler und Siegfried Bräuer. Mit Bräuer konnte er schließlich im Jahr 2010 den Briefwechsel von Thomas Müntzer im Rahmen der von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig geförderten Kritischen Gesamtausgabe als Band 2 vorlegen – die Anregung, ein solches Mammutprojekt in Angriff zu nehmen, stammte im Übrigen aus dem Jahr 1984. Ursprünglich war geplant, das Werk zum vermeintlich 500. Geburtstag Müntzers im Jahr 1989 erscheinen zu lassen.

Doch es war rückblickend nicht nur Thomas Müntzer, mit dem sich Kobuch intensiv beschäftigt hat. Ebenso galt die Genealogie zu einem seiner besonders präferierten Arbeitsfelder. Fraglos war Otto Posse, der Direktor des Hauptstaatsarchivs Dresden von 1906 bis 1919, während des Kaiserreiches einer der bedeutendsten Vertreter der Diplomatik, Sphragistik und Genealogie. Darauf hat Manfred Kobuch stets verwiesen – besonders in jenen Jahren, als er Lehrveranstaltungen zu den Historischen Hilfswissenschaften an der Universität Leipzig abhielt (1992/93) sowie seit dem Herbst 1994, als er als kritischer Geist die Oberseminare von Karlheinz Blaschke („Montagskolloquien“) besuchte. Kobuch selbst hat aber auch gewichtige Beiträge zur Siegelkunde und Genealogie veröffentlicht. Besondere Beachtung verdient dabei seine kritische Überarbeitung, Ergänzung und Fortsetzung der Genealogie des Gesamthauses Wettin bis zum Jahr 1993. Die Absicht und Idee, ein derartig herausforderndes Unterfangen in die Wege zu leiten, stammte vom Verlag Zentralantiquariat der DDR, der das Vorhaben an Kobuch herantrug. Einerseits war das berühmte Tafelwerk von Posse aus dem Jahre 1897 – im Osten wie im Westen – hoffnungslos vergriffen, andererseits erhoffte sich der Verlag vor allem einen regen Absatz im Westen. Es sollten Devisen erwirtschaftet werden.

Aus marketingstrategischer Sicht war diesbezüglich nicht unerheblich, dass sich ein über die Generationen hinweg aus dem wettinischen Herzogshaus Sachsen-Coburg und Gotha stammender Spross, der Prinz of Wales, Ende Juli 1981 in der Londoner St. Paul's Cathedral mit der Tochter des Edward John 8. Earl Spencer und der Frances Ruth Burke Roche aus dem Haus des Barons Fermoy vermählt hatte. Um das Jahr 1984 trat der Verlag an Kobuch mit der Bitte heran, eine erweiterte bzw. bis in die Gegenwart vervollständigte Genealogie des Gesamthauses Wettin zu erarbeiten. Anlässlich seines 70. Geburtstages hat Manfred Kobuch über die Anbahnung dieses Vorhabens gesprochen. Mit Bezug auf das Zentralantiquariat muss zugleich hinzugefügt werden, dass es in diesen Jahren auch die Akten und Briefe zur Kirchenpolitik des Herzog Georgs von Sachsen oder die Aufsätze von Simon Ifleib über den Herzog und Kurfürsten Moritz als Reprint herausgab. Auch hierbei ging es darum, Devisen zu generieren. Im Gegensatz zu diesen Bänden musste freilich die wettinische Gesamtgenealogie – so man Prinz Charles und Lady Diana berücksichtigen wollte – umfassend und vollständig bis zur Gegenwart ergänzt werden. Das hieß zugleich, dass eben nicht nur die Stammtafel des Hauses Windsor, sondern auch die der regierenden Königshäuser zu Belgien, Bulgarien und Portugal mit bearbeitet werden mussten. Dies erledigte Manfred Kobuch mit Bravour – auch durch die freundlichen Hinweise von Maria Emanuel Markgraf von Meißen und Herzog zu Sachsen und Prinz Friedrich Konrad Herzog von Sachsen Meiningen sowie durch die tatkräftige Unterstützung des unvergessenen Kurt Wensch. Das erweiterte genealogische Tafelwerk des Gesamthauses Wettin ist eine Meisterleistung – nicht zuletzt, weil Kobuch zugleich Korrekturen und notwendige Ergänzungen – vor allem zu den mittelalterlichen Wettinern – vorgenommen hatte. Bleibende Verdienste erwarb er sich schließlich für die erstellte Konkordanz der Personen, die in den Stammtafeln Posses und in den Generationsstammtafeln von Michel Huberty, Alain Giraud sowie F. und B. Magdelaine, *L'Allemagne dynastique*, angeführt sind. Die erweiterte Neuherausgabe dieses alsbald auch international anerkannten Werkes erschien im Frühjahr 1994.

Kobuchs Nachbemerungen, die sich auf die Ergänzungen und Korrekturen sowie die Quellen- und Literaturhinweise in der Genealogie des Gesamthauses Wettin bis 1993 beziehen, sind auf den 18. Juni 1993 datiert. Acht Wochen zuvor musste er seinen Dienst im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden quittieren. Bereits einige Tage bzw. Wochen vorher wussten seine engsten wissenschaftlichen Wegbegleiter, dass er inoffiziell für das Ministerium für Staatssicherheit der DDR tätig gewesen war. Einer der ersten, der es erfahren hatte, war Karlheinz Blaschke. Er – der wahrlich lange und intensiv von der Staatssicherheit observiert worden war – bekam bei der Einsicht der über ihn angefertigten Berichte drei voluminöse Aktenbündel vorgelegt, die den Namen Kobuch trugen. Als Blaschke die Akten sah, soll er – in seiner forschen und energischen Art – erwidert haben, dass er nicht Kobuch heiße, worauf man ihm entgegnete, er solle doch erst einmal die Bündel zur Kenntnis nehmen. Tatsächlich waren es umfangreiche und äußerst detaillierte Berichte, die Kobuch seit der Mitte der 1960er-Jahre über ihn angefertigt hatte, die jedoch nichts Kompromittierendes oder gar Belastendes enthielten. Im Kern hatte Kobuch Blaschkes Veröffentlichungen bibliografiert und teilweise kommentiert. Ähnlich lagen die Dinge bei Siegfried Bräuer, der als erster in Berlin Akteneinsicht erhalten hatte. Ein umfangreiches Dossier war auch über Reiner Groß entstanden. Groß erwähnte in diesem Zusammenhang einmal beiläufig, dass man eigentlich ihm – nach diesen Berichten – einen Verdienstorden hätte aushändigen müssen. Allerdings stieß Reiner Groß – auch das muss gesagt werden – auf eine Information, die das ursprünglich sehr gute kollegiale Verhältnis zwischen den beiden arg eintrüben ließ.

Am 21. April 1993 wurde Manfred Kobuch ins Ministerium einbestellt, wo man ihm die fristlose Kündigung offenbarte. Neben ihm wurden drei weitere Mitarbeiter des Staatsarchives entlassen. Damit endete für ihn eine fast 32 Jahre währende Dienstzeit. Er musste seinen Schreibtisch unverzüglich räumen und verließ jene Stätte, welche ihm so vertraut und heimisch geworden war und die ihm einst seine wissenschaftliche Laufbahn maßgeblich ermöglicht hatte. Diesem Haus hatte er aber ebenso selbstlos gedient – die Grenze der Selbstverleugnung überschreitend. Mit Blaschke und Bräuer sprach sich Kobuch umgehend aus, und sie gehörten – wie selbstverständlich – neben einer Vielzahl von befreundeten Kollegen zur zahlreich erschienenen Schar der Gratulanten anlässlich seines 70. Geburtstages. Zu Reiner Groß blieb das Verhältnis – obgleich sie sich sehr regelmäßig bei den Redaktions- und Arbeitssitzungen des „Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen“ begegnet sind – unterkühlt. In den Monaten der revolutionären Kundgebungen von 1989/90 war die Forderung nach der Auflösung des Staatssicherheitsdienstes der kleinste gemeinsame Nenner aller Demonstranten. Kobuch hatte sich in die Fänge dieses Dienstes aus einem geradezu preußischen Pflichtbewusstsein begeben. Er hatte sich mit der Macht eingelassen. Obgleich seine Berichte an Belanglosigkeiten kaum zu überbieten sind (so man eine sorgsam erarbeitete und kommentierte Bibliografie als belanglos bezeichnen darf), musste er entlassen werden. Das war – so bitter ein jedes Einzelschicksal auch sein mag – folgerichtig. Höchst selten kann der demokratische Rechtsstaat, der sich wie selbstverständlich auf die von ihm eigens erlassenen Grundsätze gründet, subjektiven Abwägungen folgen. Die staatliche Bürokratie hat empfindungslos zu entscheiden – ja oder nein. Unter Betrachtung aller Umstände hört man in diesem Zusammenhang oft davon, dass es ein wahrlich tragischer Fall war. Tragisch bedeutet im Wortsinn letztlich das schlimme Ereignis – hierbei im doppelten Sinne des Wortes.

Blaschke war es auch, der für Manfred Kobuch eine Tätigkeit bei der Herrnhuter Brüdergemeine vermitteln konnte, sodass er für geraume Zeit verschiedene Missionsberichte aus dem 18. und 19. Jahrhundert transkribiert hat. Im Anschluss an diese Stellung, mit Beginn des Jahres 1995, wurde er verantwortlicher Redakteur des Jahr-

buchs „Die Dresdner Frauenkirche“. Von 1995 bis zu seinem krankheitsbedingten Ausscheiden im Spätsommer 2017 hat er alle Bände wissenschaftlich-redaktionell betreut. Kobuchs Wirken in diesen Jahren war jedoch nicht nur die eines Lektors oder Korrektors. Er hatte im Umfeld der Frauenkirche eine neue Herausforderung gefunden. In diesem aus Architekten, Künstlern, Kirchenmusikern, Denkmalpflegern sowie Kunst-, Kirchen- und Profanhistorikern bestehenden Kreis – der im Hintergrund an jedem Jahrbuch mehr oder weniger intensiv beteiligt war – fühlte er sich nicht nur vertraut und heimisch, er identifizierte sich mit ihm im höchsten Maße. Die Bände des Jahrbuches, dies darf man wohl so sagen, sind nicht einfach nur durch seine Hände gegangen, sie tragen vielmehr seine unverwechselbare Handschrift. In Anerkennung und Dankbarkeit dafür wurde ihm die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft zur Förderung der Frauenkirche e. V. Ende Oktober 2012 angetragen. Über diese Zeit seines Schaffens berichten Hans-Joachim Jäger und Andreas Schöne im 23. Band des Jahrbuchs der Frauenkirche rückblickend umfassend.

Ebenso unentbehrlich war aber auch sein redaktionelles Mitwirken beim „Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen“, wo er neben Blaschke und Groß sowie dem Geografen und Kartografen Werner Stams zu jenen gehörte, die nach 1992 das gesamte Akademievorhaben in erfolgreiche Bahnen gelenkt haben. Kobuch war diesbezüglich weniger Kartenautor, sondern vielmehr derjenige, der die Entwürfe und Andrucke der Kartenblätter sowie die Manuskripte der Beihefte kritisch begutachtete. Nicht nur nebenbei sei erwähnt, dass sich in seinem Nachlass Entwürfe unveröffentlichter Karten befinden, die außerordentlich bedeutsam für die Erforschung der Königspfalzen im Bereich des heutigen Freistaates Sachsen sind, da in ihnen die räumliche Ausdehnung der zu den Pfalzen gehörenden Grund- und Gerichtsherrschaften dargestellt ist. Zu diesem Thema, das er wenig spektakulär mit „Mittelalterliche Pfeffer-, Honig- und Heringszinse in der Mark Meißen“ angekündigt hatte, trug er im Landesgeschichtlichen Montags-Kolloquium im Frühsommer 1995 vor. Wie erwähnt, nahm er an diesen Veranstaltungen seit 1994 regelmäßig teil. Diesem Umfeld, das aus Studenten, Absolventen und jungen Doktoranden bestand, fühlte er sich – wie bei den am Aufbau der Dresdner Frauenkirche Wirkenden – ebenfalls innig verbunden. Es war für ihn auch selbstverständlich, weiterhin am Wissenschaftsbetrieb – sei es als Vortragender, sei es als Diskutant oder als zurückhaltender Zuhörer – teilzunehmen. Für mich persönlich bleiben die gemeinsamen Fahrten anlässlich einer Konferenz nach Bad Homburg im Herbst 1999 oder zur feierlichen Präsentation des von Michael Gockel bearbeiteten Pfalzen-Bandes für Thüringen im altherwürdigen Erfurter Peterskloster im Mai 2000 unvergessen. Genauso bleibend sind außerdem die frühabendlichen Nachsitzungen im Anschluss an das Montagskolloquium, wo man sich mit ihm in engster Runde bei einem Glas Wein zusammenfand. Und als zwei Mediävisten gemeinsam den erfolgreichen Abschluss ihrer Leipziger und Jenaer Promotionsverfahren im damaligen Historischen Seminar der Universität Leipzig in der Burgstraße im Januar 2001 würdig feierten, war es für die beiden frisch Graduierten geradezu eine achtunggebietende Auszeichnung, dass er als einer der besten Kenner – zumindest der Dresdner und Magdeburger Urkundenüberlieferung – die Festveranstaltung beehrte – freilich nur durch sein nobles Zugegensein und nicht mittels einer aufdringlichen Selbstinszenierung. Am Rande dieser Doktorfeier erfuhr ich jedoch auch, dass er sich einer schweren Tumoroperation hatte unterziehen müssen, die er gottlob gut überstanden hatte. Trotz des Eingriffs konnte er somit weiter seinen Arbeiten am Jahrbuch der Frauenkirche und am Atlas zur Sächsischen Geschichte nachgehen. Doch wer ihm sowie gelegentlich auch seiner Frau in diesen Jahren begegnen durfte, der ahnte, dass die Kräfte der beiden allmählich schwanden.

Für Agatha und Manfred Kobuch war es ein Segen, dass ihre beiden Kinder in Dresden unmittelbar beheimatet sind und dass sie sich glänzend mit ihren Eltern verstanden haben. Wem ist es heutzutage nach vergönnt, in engster Umgebung von Kindern und Enkeln zu ergrauen? Wohl dem, der da noch eine menschliche Zufluchtsstätte hat. Das abgeschiedene und oft teilnahmslose Altern, Pflegen und Sterben in beinahe anonymisierten Heimen blieb den beiden Kobuchs erspart. Agatha Kobuch wurde seit 2013 zunehmend gebrechlicher, konnte jedoch unter großen Anstrengungen versorgt und bis zu ihrem Lebensende am 16. Januar 2018 häuslich gepflegt werden. Bei ihrem Mann verschlechterte sich der Gesundheitszustand im Laufe des Jahres 2017 spürbar und zusehends. Schließlich verstarb er am 6. Juli 2018 ebenfalls in Dresden. Die beiden sind behütet im Kreis ihrer Kinder entschlafen. Ihre gemeinsame Ruhestätte – wo sie christlich begraben worden sind – befindet sich auf dem Friedhof Dresden-Leuben. Liebevoll kümmern sich die Kinder um das Familiengrab. Mit Agatha und Manfred Kobuch haben die sächsische Landesgeschichte und die Dresdner Stadtgeschichte allzeit liebenswerte, bescheidene und zuvorkommende Menschen und Wissenschaftler verloren.